Breslauer Beobachter.

№ 3. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1847.

Dienstag den 5. Januar.

Der Breslauer Beobacht erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags**, zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren
für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Dreizehnter Jahrgang.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nru., sowie alle Königl. Post-Anstulten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate
für Breslauer Beobachter bis **5** Uhr Abends.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Der taube Mann und die blinde Frau.

(Fortsetzung.)

„Heute morgen," erzählte sie, „sah ich unsern Beichtvater und einen andern geistlichen Herrn sich, eiligst vom Hain kommend, in eine Hinterthür schleichen, und während ich noch über die Absicht dieses heimlichen Besuches grübelte, hörte ich mehrere Fußtritte sich dem Zimmer nähern, in welchem ich mich befand. Es war als ob eine heimliche Stimme mir zuflüsterte: verbirg dich in dem großen Eckschrank, um ihre Unterredung zu behorchen. Sie traten ein — mein Vater mit ihnen. Ach! Robert! schwöre mir, daß Du Dich niemals an Josepha's Vater rächen, und daß Du Alles thun willstst, ihn zu retten, wenn er jemals in die Gewalt Deiner Kameraden gerathen sollte!" — Ich schwor. — „Deinetwegen sündige ich gegen ihn und mein Vaterland; aber ich kann nicht schweigen, wenn das Schwerdt an einem Haare über Deinem Haupte schwebt. Sie sprachen davon, wie der große Plan, alle Franzosen auf einmal zu ermorden, seiner Ausführung nahe sei, wie die Eingeweihten nun durch ganz Spanien gingen, um alle Hausväter zu unterrichten, was sie zu thun hätten, und sie bezeichneten die verschiedenen Todesarten, welche jeder besonders anwenden sollte. Mit Entsetzen hörte ich Dieses und Mehreres, die gräulichsten Verwünschungen über Euch, und Jubel über Euren nahe bevorstehenden Untergang. Nur von der Zeit sprachen sie nicht, aber die kann nicht fern sein, und ich fürchte sehr, daß der Schlag in dieser Nacht geschehen soll." So sprach sie mit stets wachsender Angst und mit stets steizerndem Zittern.

„Geh' mein rettender Engel!" nahm ich das Wort, „geh', so bald und so vorsichtig Du kannst, und hole, was Du für nothwendig auf unserer Flucht ansiehst; ich werde unterdeß meine schlafenden Soldaten wecken." Sie zeigte mir ein kleines Bündel und antwortete: „Hier habe ich schon Alles." So bleibe hier, theuerste Josepha! bis ich wieder komme" — sagte ich, und eilte mit beflügelten Schritten durch den Garten, dann über den Hof, hin zu dem Zimmer meiner Kameraden. Die Thür war halb geöffnet — ich sah Licht im Zimmer, und hörte flüsternde Stimmen, welche nicht die meiner Kameraden waren. „Gut getroffen," sagte Einer, „ihre Ketzerseelen sind schon halbwegs zur Hölle, beide Hunde sind todt wie Stein." Und nun hört!" sagte ein Anderer, fort zu dem Zimmer des Sergeanten, damit er sie bald einholen kann!" Das Haar sträubte sich auf meinem Haupte; Rache und Zorn stürmten in meiner Brust. Ich sah durch die Thür: es standen zwei Mönche da, — der Eine, des Hauses Beichtvater, mit einer Laterne in der einen, und mit einem blutigen Dolch in der andern Hand, — meine armen Waffengefährten lagen mit todtbleichen Gesichtern vor ihnen im Bette. Ich zog mein Schwert, stieß die Thür auf, und in zwei Secunden lagen beide Mörder, röchelnd und in ihrem Blute sich wälzend, zu meinen Füßen. Die Laterne fiel zu Boden, aber das Licht brannte noch; ich nahm es und eilte zu Josepha zurück. „Komm!" sagte ich, „komm meine Geliebte, hier ist kein Augenblick zu verlieren. Wir müssen zur Stadt eilen, um die Compagnie auf die Beine zu bringen." Krampfhaft umschlang sie mich. Wir flogen über die Gartenmauer, und schlugen den Weg nach Toboso ein. Keiner von uns sprach ein Wort.

Wir hatten kaum den halben Weg zurückgelegt, als es mit einem Male hell in der Stadt wurde; von mehreren Fenstern sahen wir es durch das Dunkel glimmen, und bald wurde der Himmel über uns von einem röthlichen Scheine gefärbt. Ich stand still — „was bedeutet dies? das Complott muß entdeckt, und die Compagnie auf den Beinen sein — ich höre Rufen und Lärmen" — „und ich Singen," sagte Josepha, „ach!" setzte sie schnell hinzu und preßte sich fest an meinen Arm, „sie singen spanisch — es ist die Nationalmelodie, welche ich wohl kenne." „So ist alles vorbei," rief ich: „und die Verräther haben gesiegt." In demselben Augenblick hörten wir rasche Tritte, wie von schnell Laufenden, sie näherten sich der Stelle, wo wir standen. Wir sprangen seitwärts hinter einen Busch. „Hin zu Leo, Locles, und zu den Anderen," rief Einer schwerathmend auf spanisch, „laßt uns sehen, was sie gethan haben," „und ob sie es so gut gemacht wie wir!" stöhnte ein Anderer: „Keiner von der ganzen Compagnie darf entwischen!"

Hier hatte ich in einem Augenblick mehr als genug zu wissen bekommen. „Josepha!" sagte ich, und ließ ihre zitternde Hand los; „Du hörst selbst, daß Deine grausamen Landsleute alle meine braven Kameraden getödtet haben; mich erwartet dasselbe Schicksal; trenne Dich von dem unglücklichen Schlachtopfer, während es noch Zeit ist, und rette Dich selbst! geh! verlaß mich!" „Niemals!" rief das edle Mädchen, beide Arme um meinen Hals schlingend, und sich mit mehr als weiblicher Stärke an mich schmiegend. „Du liebewerthes Wesen!" sagte ich und küßte ihre glühende Stirn, „so bleibe denn, bleibe bei mir, da ich Dir theurer als das Leben bin; ach, wie gern würde ich nun das Deinige und das meinige bewahren — aber wohin? und im Dunkeln? auf unbekannten Wegen? das Hauptquartier ist zehn Meilen von hier — und überall — wenn nun diese Mordnacht sich über die ganze Halbinsel erstreckt, bin ich vielleicht der einzige lebende Franzose in dieser großen Mördergrube."

„Wir sind zwei," sagte das herrliche Mädchen; „ich bin keine Spanierin mehr; ich entsage meinem Vaterlande, meiner Familie und meiner Heimath. Du bist nun mein einziger Verwandter, mein einziger Freund; und wo Du bist, Robert! da ist meine Heimath." Meine Thränen strömten vor unendlicher Liebe, vor innerlichem Mitleid mit dem theuren Wesen, welches mich über Alles liebte; ja, mich allein von Allen. Ich sah nieder auf die Erde, von einem mir jetzt unbekannten, wunderbaren, mit Freude gemischten Schmerz gebeugt. Ich nahm sie auf meinen Schooß, senkte meinen Kopf auf ihre treue Brust, und dachte: ach! wenn wir nun so an den friedlichen Ufern der Durance, in der Hütte meiner Väter säßen! Sie ahnte meinen Wunsch; denn sie fragte süß lispelnd: „Wie weit, mein Einziger, ist es bis zur Grenze zwischen Deinem und meinem Vaterlande?" — „Hundert Meilen," antwortete ich, tiefaufseufzend. Sie erschrak. „Robert!" sagte sie, „ich weiß eine sichere Felsenhöhle dort oben auf den Bergen; laß uns dorthin fliehen! Ich will Dich dort verbergen; am Tage will ich ausgehen und Dir Speise und Nachricht von dem Schicksale Deiner Landsleute bringen. Komm, lieber Robert! die heilige Jungfrau kann sich noch unser erbarmen."

Wir gingen. Beschwerlich, schrecklich war unsere Wanderung; das Licht in unsern Laternen war erloschen; wir mußten uns mühsam durch das Dickicht der Wälder, durch Hügel und Thäler durcharbeiten, und über manchen brausenden Waldbach mußte ich meine theure Wegweiserin tragen. Hinter uns hörten wir den Sang und wilden Jubelruf, Waffengeklirr und Freudenschüsse der Banditen. Licht funkelte zerstreut an hundert Stellen, und flammender Fackelschein wogte hinter uns und zu beiden Seiten, nur vor uns lagen, in trauriger, drohender Dunkelheit, die hohen, waldbewachsenen Bergfirsten, über welchen die Sterne matt glänzten und uns zu winken schienen.

Es wurde Morgen als wir den First des vordersten Bergrückens erreichten. Wir standen auf einer freien Ebene still, und sahen rund um uns. „Dort!" rief Josepha, und zeigte in ein finsteres Thal: „dort muß unsere Freistatt liegen, ich kenne sie an dem Wasserfall und den beiden großen Akazien. Dort, mein Robert, sind wir für's Erste ganz sicher; Keiner kennt die Höhle, außer mir und dem alten Hirten, welcher schon länger als ein Jahr das Haus nicht mehr verläßt. Gepriesen sei die heilige Jungfrau von St. Theodosia! Aber erst, mein Geliebter! eine Herzensstärkung nach der Angst und den Mühen der Nacht!" Bei diesen Worten öffnete sie ihr Bündel, setzte sich nieder, breitete ein Tuch über ihren Schooß aus, und legte Brod und Feigen darauf. Wir speisten und vergaßen für einen Augenblick, nebeneinander sitzend, die unruhige Welt unter uns. Wie der Schiffbrüchige, der sich auf ein Felsenstück im Meer gerettet hat, von seinem sichern Standpunkt aus auf das Heulen des Sturmes und auf das Donnern der Wogen in der Tiefe hört, so lauschten wir sorglos dem Knallen der Flinten und dem Läuten der Glocken auf den Ebenen la Mancha's. Wir kamen

uns selbst vor wie die einzigen Uebriggebliebenen einer, Alles vernichtenden Sündfluth, wie die einzigen Lebenden eines ganzen Menschengeschlechts, welchem man nun zu Grabe läutete.

(Fortsetzung folgt.)

Der halbe Ring.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

Mademoiselle Ehrlich, die Schwester des Verstorbenen war nichts mehr und nichts weniger, als — eine alte Jungfrau welche sich Zeit ihres Lebens mit Putzmachen und einigem Unterricht junger Mädchen in weiblichen Arbeiten abgegeben und dadurch ihr bequemes Auskommen gehabt hatte — harmlos und gutmüthig. Sie nahm Nettchen mit aller Bereitwilligkeit auf. Ueber den Tod und den Brief ihres Bruders weinte sie — zwei Thränen, wischte sie weg und bemühte sich, auch Nettchen heiter zu stimmen. Sie schüttelte wohl über das Avertissement bedenklich den Kopf, in vier Wochen hernach stands übrigens in allen Zeitungen. Nettchen wartete geduldig, fühlte sich durch Freundschaftlichkeit der Mamsell Ehrlich beglückt und sah einem ruhigen Leben an ihrer Seite entgegen, aber — ihr Schicksal wollt' es anders — nach einigen Wochen erkrankte die gute Elisabeth Ehrlich und starb plötzlich. Das unerfahrne Mädchen ward ein Raub der Verzweiflung. Hätte ihre mütterliche Freundin nur noch kurze Zeit gelebt, wäre sie nur nicht so gar schnell weggerafft worden, so wäre Nettchen unstreitig zur Erbin ihrer freilich nur geringen Verlassenschaft eingesetzt worden, und das hätte sie wenigstens in den Stand gesetzt, in Lauen zu bleiben und den Erfolg ihres Avertissements abzuwarten; aber jetzt trat die Obrigkeit ins Mittel und nahm was da war in Beschlag. — Was sollte Nettchen machen? Wer sollte ihr rathen? — In Lauen hatte sie keinen einzigen Freund, nicht einmal einen Bekannten, und — was das Schlimmste war — nichts zu leben. — Wahrscheinlich keine geringe Verlegenheit für ein Mädchen von 17 Jahren, ohne Erfahrung, ohne Weltkenntniß! — Ein Entschluß mußte indeß gefaßt werden. Da fiel Nettchen natürlich Weiler ein, wo ihr Pflegevater zuletzt Pfarrer war, wo sie alle Kinder kannten, wo sie noch am ersten hoffen konnte, ein Unterkommen zu finden, wo harmlos ihre Jugend unter Rosen und Veilchen an der Hand der Elternliebe entflohn war. Sie reisete hin. —

Kaum acht Wochen war Nettchen in Lauen gewesen, als sie an einem trüben Herbstmorgen mit schwerem Herzen und ärmer, als sie gekommen war, wieder zum Thore hinaus wanderte. Die besten von ihren eignen Sachen waren mit versiegelt worden, und mit genauer Noth hatte sie das Kästchen und ihr weniges baares Geld gerettet; das letztere aber war so unbeträchtlich, daß sie sich der Post zur Abreise nicht bedienen konnte, sondern sich entschließen mußte, zu Fuße zu gehen. Den ersten Tag schritt sie rasch fort und machte beinahe fünf Meilen; allein den zweiten Tag fiel Regenwetter ein — den dritten konnte sie nicht weiter. — Zum Glück oder zum Unglück kam gegen Mittag eine bedeckte Landkutsche in demselben Gasthofe an, wo sie unter Kummer und Sorgen rastete. Der Wirth, von Mitleid bewogen, sprach selbst mit dem Fuhrmanne, und er war erbötig, sie für ein geringes Geld ein gutes Stück Weges mitzunehmen. Eine Stunde lang ging die Reise glücklich, als in einem Hohlwege der betrunkene Kutscher umwarf, und Nettchen dabei am Fuß solchen Schaden nahm, daß sie nicht auftreten konnte. — Der Wagen war eben wieder aufgerichtet, man wollte sie eben hineinheben, als eine Extrapost mit Vieren daher rollte. Ein junger Officier saß darinnen. Er ließ halten, fragte, was vorgefallen, und — ein Blick auf Nettchen bestimmte ihn augenblicklich, sich ihrer anzunehmen. Ihr Unglück zwang sie, nachzugeben der Officir nahm sie in seinen bequemen Wagen und in raschem Galopp erreichten sie die nächste Stadt. Er quartirte sie in den besten Gasthof ein, ließ einen Wundarzt holen, empfahl sie ihm und dem Wirthe, und reisete mit dem Versprechen, längstens in vier Tagen wieder zu kommen und alles zu bezahlen, weiter.

Die Handlung des jungen Offiziers war nicht edel. Einem alten Manne, einer alten Frau in demselben Unglücksfalle hätte er schwerlich so geholfen. Aber Nettchen war ein sehr schönes Mädchen, dessen Anblick in dem Herzen des Hauptmanns — das war er — ganz etwas anders, als Mitleid und Menschenliebe rege machte, und die Nachricht, „sie sei ein armes Landmädchen, das blind mit der Landkutsche fahre," war ihm hinreichend, sie für eine gute Priese zu erklären. Das unschuldige, weltfremde Mädchen ahndete von allem diesem nichts, und bereitete sich mühsam, auf die herzlichsten Danksagungen vor, die sie ihrem Wohlthäter bei seiner Zurückkunft darbringen wollte. Er kam richtig am vierten Tage und fand sie völlig wieder hergestellt. Sie machte sogleich Anstalt — ihre Siebensachen von unverdienter Wohlthat, unsterblichem Dank, u. s. w. auszukramen: allein er ließ sie gar nicht zu Worte kommen, sondern brachte sie durch einen Kuß, der ihr ganzes Blut in Wallung setzte, zum Schweigen.

Es erfolgten Behandlungen Zumuthungen, Anträge, die dem armen Mädchen mit einem Male den Schleier von den Augen zogen und ihr die wahren Triebfedern der wohlthätigen Handlung des Herrn Hauptmanns im klarsten Lichte zeigten. Es erfüllte ihr reines Herz aber auch ein lebhafter Unwillen ein Abschen, der sie in eine Verlegenheit riß, die beinahe an Verzweiflung grenzte. Sie vergaß Wohlthat, Dankbarkeit und Unglück, und widersetzte sich muthig. Indeß — der Hauptmann hatte Eile, dachte auf Sieg an einem andern Tage und verließ sie heiter und lustig. Nettchen sann auf Flucht, der Wirth aber — noch nicht bezahlt, ein Kollege der Geizhälse und ein Getreuer des Hauptmanns — machte es ihr unmöglich. Verzweifelnd harrte Nettchen dem nächsten Besuche ihres schändlichen Retters entgegen. Er kam — und kam wieder: Nettchens Unschuld siegte; jeder Besuch war den Wünschen des Wollüstlings entgegen und reizte höher noch Nettchens Haß, aber vermehrte auch ihren Jammer. — Ihre Lage schien ihr beispiellos elend. —

Einst, der Hauptmann war eben weggeritten, mit der Versicherung, daß er sie in einigen Tagen abholen würde, stand Nettchen, versunken in ihrem Kummer, am Fenster und dachte ihrem Schicksale nach, da fuhr ein Reisewagen langsam in den Hof, eine ältliche Dame stieg heraus, eine andere sehr kranke Dame ward von zwei Bedienten ins Haus getragen. — Augenblicklich schoß durch Nettchens Seele der lichte Gedanke, sich mit der Dame bekannt zu machen, sie um Schutz zu bitten, und kaum hatte sie das überlegt, als der Wirth eintrat, und sie bat, der angekommenen gnädigen Frau in Abwesenheit seines Weibes einige Minuten Gesellschaft zu leisten. Wem konnte der Antrag erwünschter sein, als dem armen, hilflosen, verzweifelnden Landmädchen? — „Es ist ein Gott, der die Unschuld schützt," rief sie, und eilte mit freudigem Herzen zur fremden Dame.

Nettchen fand eine freundliche Aufnahme bei der fremden Dame, ein theilnehmendes Herz und — da die Kranke ihre Kammerjungfer und dem Tode nahe war — Aussicht, einst an ihre Stelle angenommen zu werden. Diese Aussicht realisirte sich bald; Franziska — so hieß die Kranke — starb in folgender Nacht und Nettchen trat ihr neues Amt an. Der Gastwirth machte keine Schwierigkeit, sie abreisen zu lassen: die Baronin von Helm, dies war der auf der Reise angenommene Name der Dame, hatte alles für sie bezahlt, und eine Börse die noch andern als unserm Wirth, ein wichtiges Argument geschienen hätte. Nachdem nun für die Beerdigung der Todten gesorgt war, reisete Baronesse von Helm mit Nettchen auf ihre Güter, wo sich bald zeigte, daß sie die Gräfin von Almen und Wittwe, Besitzerin eines unermeßlichen Vermögens, und — was denn doch weit mehr sagen will — eine Frau von dem edelsten Charakter war, so, daß Nettchen nie in bessere Hände hätte kommen können. Sie behandelte das Mädchen fast mit mütterlicher Zärtlichkeit, war mehr ihre Freundin, als ihre Gebieterin, das feuerte denn auch Nettchens Herz zu Liebe und Dank und Treue an. Die geheimen Umstände ihrer Geburt aber, den Inhalt des Kästchens, den Namen des Hauptmanns, in dessen Gewalt sie gewesen, glaubte sie, ersteres aus einer gewissen Scham, weil sie lieber als die Tochter des guten Pastors Ehrlich, als für eine Art von Findelkind gelten wollte, und von letzterm nicht viel sagen zu müssen, da sie den Namen jenes Mädchenfreundes — selbst nicht wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Inkonsequenzen.

Von einem Manne, der als ein höheres Vernunftwesen anerkannt ist, fordert man besonders konsequente Durchführung des Charakters, den er entweder angenommen hat oder nach dem Urtheil der Welt annehmen soll. Die Vernunft bestimmt allerdings den Charakter oder die Grundsätze im Menschen; es entsteht nun aber die kritische Frage, ob die Lebensverhältnisse Konsequenz darin zulassen? daher wird ein Scharfsinniger, der die Verkettungen des Lebens leichter durchschaut, immer nachsichtiger und gerechter in seinen Urtheilen sein als die Welt, welche nur dem Schein nach urtheilt. Die meisten Inkonsequenzen entspringen aus einer bedrängten Lebenslage, oder frühern falschen Ansichten, die Folge der Erziehung sind. Das Vernunftwesen entwickelt sich langsam, wie jede kostbare Pflanze. Der gereifte Mann sieht hinter sich, er unterscheidet nun die unbesonnenen Schritte des Jünglings; allein ihre Folgen haben Wurzel gefaßt, beherrschen seinen Gefühlsinn und zwingen ihn gleichsam, nur zwischen zwei Uebeln zu wählen. Die Vernunft erklärt sich laut dagegen, wie sie beim höhern Menschen nie schlummert; allein sie wird nur so lange gehört, als das Motiv, was sie tadelt, nicht ins Leben eingreift. Das Leben hat zu viel Seiten, wenige lernen es ganz verstehn. Daher die albernsten Menschen, wenn sie Glück von Ungefähr in eine freie Lebenslage versetzte, am häufigsten mit Konsequenz prahlen. Im Grunde giebt nur geläuterte Vernunft den Menschen Konsequenz doch nur den innern; denn wo die Lebensklugheit spricht, schweigt die Vernunft. Sie gebietet nie den Selbstmord, höchstens wird sie durch die Ansichten des Lebens zum Schweigen gestimmt. Sie dringt in reifern Jahren auf unbeschränkte Freiheit des Wirkens. Nun haben sich früherhin, durch den Gefühlsinn bestimmt, Lieblingsansichten gebildet, die weil sie mit den natürlichen Anlagen des Menschen harmonirten, gewissermaßen schon eine dunkle Zusage der Vernunft erhielten. Diese Lieblingsneigungen naturalisiren sich endlich. Sie hängen von einem physischen Bedarf ab, der Anfangs durch reiche Hülfsquellen erleichtert wurde. Zeit und Umstände veranlassen, daß diese Quellen versiegen; jetzt wird der erste Schritt nothwendig, den ungewohnten Genuß mit Opfern zu erhalten. Diesem vorzubeugen, sollte der erste Grundsatz eines jeden Staats sein. Der Staat straft jede unerlaubte That; allein die That ist geschehn, und oft durch sein Verschulden. Hier ist indeß von Inkonsequenzen die Rede, die der moralischen Würde eines Vernunftmenschen zuwiderlaufen, und blos von der öffentlichen Meinung gerügt werden. Die Vernunft tadelt laut jeden Schritt welcher die Achtung vermindern könnte, die sie bedingterweise zu verdienen überzeugt ist. Sie straft bei erfolgten Demüthigungen durch schwere Reue; allein

die zweite, zwar untergeordnete, aber gleich mächtige Natur im Menschen, macht auch ihre Forderungen geltend. Sie besteht durch Ansichten und bestraft härter noch durch eine Unbehaglichkeit, die aus dem Mangel physisch angewohnter Bedürfnisse entsteht, und welcher mehr als Krankheit quält. Beide Naturen liegen also im Kampf; jedoch siegt die Letztere gewöhnlich. Wo nun gar kein Vernunftprinzip herrschend ist, erfolgen Niederträchtigkeit, Schlechtheit und Laster; wo es herrscht, büßt der Handelnde in der Regel jeden inkonsequenten Schritt ab. Denn Vernunft verleiht einzig Würde, Stolz und Selbstgefühl. Den ausgebildeten Menschen nennt man daher human, weil er die Größe der Selbstverleugnung würdigt, und dem Unglücklichen durch die feinste Delikatesse weitere Opfer erspart, weil er ausschlüßlich weiß, schon die ersten kosteten ihm viel. Der alberne Mensch bleibt übermüthig, und die Demüthigung eines Andern, der ihm an Geist, nicht aber im Glück überlegen ist, kitzelt und vergnügt ihn, und er besitzt Anmaßung genug, die Opfer vergrößert zu wünschen. Ein unglücklich leidendes Vernunftwesen ist eine Schande des Staats, und kann leicht nach Römerart ein Fluch seines Vaterlandes werden. Der Mensch bleibt in allen Lagen des Lebens ein Mensch, und muß darnach beurtheilt werden. Zur Selbstständigkeit gelangt man freilich nur durch Selbstverläugnung; doch schließt die gebietende Vernunft alle Extreme aus, wozu auch alle das Naturwesen zerstörende Mittel gehören. Die Mittel, die man zum Zweck räth, können oft dem ganzen Menschen verderblich sein. Verräth er ein Vernunftprinzip, so wird man seiner Ueberzeugung und seinem Selbstgefühl vertrauen. Zur Zeit aber ist guter Rath wohlfeil. Der vernünftige Mensch nimmt jede gute Meinung bescheiden hin, und dankt dafür, wenn er sie auch seiner bessern Ueberzeugung nach nicht befolgt, oft nicht befolgen kann. Nur der Pöbel, und der nicht klein ist, verkennt die beste Meinung, und sucht überall Splitter, weil er vor den Balken nicht sehen kann. Und darin ist eine Regierung oft übel daran, daß das Volk vor dem Walde die Bäume nicht sieht. Dergleichen Inkonsequenzen verdienen ein eignes Kapitel. Hier ist ausschlüßlich von dem einzelnen höhern Menschen die Rede, den man so gern zu sich herunter zieht, um ihn zu skalpiren.

Der Vernunftmensch unterscheidet und achtet immer nur den Vernunftmenschen, und sieht über Makel, Rang, bürgerliche Rechte weit hinweg. Er weiß, der Geist nur beherrscht die Welt. Die Welt aber weil sie nach Vollkommenheit strebt, will entweder stets das Vollkommne sehn oder sie tadelt. Daher die Masken, das sarkastische Lächeln bei Inkonsequenzen, wo die höhere Natur sich als menschlich dokumentirt, und mit gleicher oft größerer Genußfähigkeit (einer zartern Empfindung eigen) zu Schritten sich gezwungen oder verleitet sieht, welche den Stolz des selbstständigen Menschen tief beleidigen würden. Er hat nur eine Ansicht, die seiner Unabhängigkeit. Bei jeder Gelegenheit spricht sich diese rein aus, und Mitleid, nicht Pflichtgefühl der Theilnahme, wandelt ihn beim Gegentheil an. Unterdeß söhnt sich der, den er tief gesunken glaubt, mit seiner Vernunft aus, und sie verzeiht und tröstet ihn, indem er um eine Erfahrung reicher geworden ist, da sie als höchstes Moralprinzip, Lebensweisheit als den ersten Zweck alles Menschendaseins annimmt. Unterdeß schneidet die Welt Gesichter, zuckt die Achseln, und spielt die Rolle, die Hamlet seinen Gefährten verbietet. Sie sieht die Dinge nur immer von einer Seite, und kann und will sich nicht darauf einlassen, Jemand Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der ihrer Ueberzeugung nach, weit unter ihr stehn muß, da er im Bürgerleben nicht konsequent handeln kann, was der Dummheit so leicht gelingt. Konsequent ist aber ein Leben, das den Ruf durchaus nicht wider sich hat, und entweder Achtung erschleicht, ertrotzt oder erkauft. Das Letztere ist zur Zeit in der Mode, weil das Zeitalter das klingende ist. Inkonsequent nennt man Handlungen, die Ruf und Achtung dem Schein nach antasten; denn ein gehaltenes Gemälde ist Fehlerlos. Der Richterstuhl der Nichtkenner verdinet ein eignes Kapitel.

Zur Erklärung des Ganzen muß ein Fall gesetzt werden. Wan nehme an, daß in einem Lande für die Kunst, für Geisteskultur überhaupt nur mittelmäßig gehandelt wird; so versiegen die Quellen des Künstlereinflusses und die Mittel gleich zu beschäftigen und zu nähren. Der Künstler am ersten wird diese nachtheilige Prozedur empfinden. Der Mechanismus stärkt den Körper, die Wirkungen des Geistes schwächen ihn; er am ersten unterliegt also der Entsagung angewohnter Bedürfnisse, die seine beiden Naturen sonst in Harmonie setzten. Nur unter einem kultivirten Volke giebt es aufrichtige Beschützer der Künste. Der Künstler empfindet das Gegentheil doppelt. Vernachlässigt nun die Regierung, Geister in ihre Nähe zu ziehn, oder fürchtet sie den Künstlereinfluß auf das Volk, so ist er verloren. Er strebt nach einer freien Lebenslage, seine Ideen ausgebildet der Welt mitzutheilen; hofft auf Unterstützung, und wird von der Unkultur verachtet, bedrückt (und weil seine Ansichten nicht mit der ihrigen übereinstimmen) für einen Thoren behandelt, den man als Possenreißer wohl unterhalten möchte, wenn er kein so stolzer Narr wäre. Diese Lage der Dinge bedrängt ihn, und da die Situationen des Lebens verschieden sind, so finden sich allerdings Fälle, wo er insgeheim über Inkonseqnenzen erröthet, und in bessern Stunden voll Bitterkeit dem Schicksal flucht, das ihn Menschen zum Fangball hinwarf, die sich da alles für erlaubt halten, wo sie Dienste leisten. Man kann es der Welt nicht oft genug sagen: daß eine Idee Staaten nicht selten gerettet hat, nicht selten untergehen ließ, und daß, die sie hegten, nicht stolz darauf waren. Der Künstler hat die nämlichen Ansprüche auf das Leben wie der gewöhnlichste Mensch; aber will man seiner Kunstfertigkeit Vollendung geben, so gewähre man ihm die Lebenslage, worin er fühlt, er könne wahren Nutzen schaffen, indem er alles in und an sich fortwährend ausbildet, den Einfluß zu verstärken, den die Intelligenz auf das Ganze hat. Das unterdrückte Talent triumphiren zu sehn, ist das wahre Talent; allein ausschlüßlich das unterstützte Talent kann in sich vollendet hervorgehn, um Menschen und Staaten mit Ideen zu nähren. Ein einziger Charakterzug bildete oft einen Jüngling zum Helden und Retter des Vaterlandes. Also, daß der Mensch Inkonsequenzen vermeide ist Sache eines jeden Staats.

W.

Zähne und Frisur.

Herr Tirteltum betrieb ein Geschäft, das viele junge Männer herbeizog, welches die Madame Tirteltum veranlaßte, ihrem Manne manches Aergerniß zu geben, was wir näher anzugeben uns nicht berufen fühlen. Genug, Herr Tirteltum ärgerte sich, wurde krank und starb. Frau Tirteltum ärgerte sich aber nicht, sondern sagte blos: „Ach Jott, mein Mann is dod!" Darauf ließ sie ihn stattlich begraben, setzte das Geschäft ihres Seligen fort und bat seine Kundschaft, das ihm geschenkte Vertrauen gütigst auf sie übertragen zu wollen. Dieser Uebertrag geschah theilweis, doch stellte sie sich damit zufrieden, weil, wenn sie das beste Zimmer ihrer Wohnung meublirt abtrat, sie von ihren Einkünften sich und die beiden hinterlassenen Knaden ernähren konnte. Madame Tirteltum war zwar zu Lebzeiten ihres Mannes erträglich hübsch — allein trotz des anmuthigen Trauerhäubchens, das sie nunmehr eine Zeitlang trug, sah sie doch die kleinen Blätterchen und Blüthen ihrer anspruchlosen Schönheit so nach einander abfallen; doch sie wußte sich zu helfen, ein neuer Augenzahn und zwei neue Backenzähne, eine falsche zierliche Flechte und ein Bischen Morgenroth aus dem Schminktopfe — und Madame Tirteltum war wieder sie selber. Schon hörte sie hin und wieder die theils ehrliche, theils ironische Schmeichelei aus dem Munde ihrer Freundinnen: „Ei, Madame Tirteltum, Sie werden ja alle Tage jünger!" Das glaubte sie denn auch und sie wünschte sich nun blos einen Mann, der auch alle Tage jünger würde — versteht sich ohne Perücke und künstliche Zähne! —

Da begegnete sie eines Tages einem jungen, noch ledigen Herrn, der ihr von früherher aus dem Geschäfte ihres Mannes bekannt war und von dem sie mehrere Bonbondevisen aufzuweisen hatte. Dieser Herr suchte eben eine meublirte Wohnung und war freudig überrascht, als Madame Tirteltum, ihren porzellanweißen Augenzahn präsentirend aufjauchzte: „Das ist ja vortrefflich, denn können Sie ja bei mich ziehn!" Das Wort „bei mich!" klang ihm natürlich annehmbarer, als irgend eine grammatikalische Richtigkeit aus irgend einem andern Munde, um so mehr, da ihm die junge Wittwe mit dem weißen Gebiß und dem schönen Kopfputze schöner als jemals vorkam; er dachte höchstens: „Sie muß viel Schwarzbrot gegessen, und der Kummer um den Verlust ihres Mannes ihre Haare länger, statt kürzer gemacht haben!"

Hiernach kann man sich denken, daß unser junger Herr Bonbon, so mag er heißen, sofort die Wohnung der Madame Tirteltum als Schampelgarnischt bezog. Madame ist gewandt im Benehmen und in Redensarten und wußte bald in Herrn Bonbon den Wunsch hervorzurufen, das Verhältniß der jungen Wittwe als Wirthin in das, einer Ehefrau zu verwandeln und ihr Geschäft als Mann und Haupt, durch Anwerbung neuer Kundschaft in gedeihlichen Aufschwung zu bringen. Mehr aber noch beseelte ihn die außerordentliche Neigung zu der weißzähnigen und hübschfrisirten rothbäckigen jungen Wittib.

Was wird eines Abends geschehen? Der Zufall führt ihn im Hofe an die Fensterlade, hinter welcher sich das kleine Zimmer seiner Wirthin in milder Abendbeleuchtung ausbreitet, die einen Schein durch die Ritzen der Lade wirft. Natürlich — jeder Mann in den Verhältnissen Bonbons würde neugierig sein — er kuckt hindurch und sieht — o Schauder, wie Madame Tirteltim den Augenzahn und die beiden Backenzähne aus ihren unsichtbaren Angeln hebt und in ein Waschbecken wirst; weiter: wie sie die künstliche Flechte abwickelt und ein kleines unfruchtbares Schädelchen mit eingefallener Schläfe producirt; postremo: wie sie den rosigen Anstrich ihrer Wange einstweilen entfernt und den gelben Herbsthimmel ihres Angesichts hervortreten läßt! —

Hier könnten wir eigentlich schließen — das Ende wird Jedem einleuchten. Doch so viel sei mitgetheilt, daß Herr Bonbon am Ersten des nächsten Monats auszog und Madame Tirteltum die Ritzen ihres Ladens, vor welchem eine Nachbarin den jungen Mann an jenem Abende bemerkt hatte, jetzt von innen mit Papier verklebt und demnächst den Miethszettel ausgehangen hat.

Lokales.

Breslau, 2. Januar. Eine Untersuchung der Administration der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn ist angeordnet, wie es scheint, durch unmittelbaren königlichen Kabinets-Befehl und auf nächste Veranlassung des traurigen Geschicks, das den Justizrath Kunowski ereilt hat. Hr. Stadtrath Becker wird als Deputirter des Breslauer Magistrates unter den Mitgliedern der Untersuchungs-Commission Platz nehmen, mit ihm ein Deputirter des Berliner Magistrates. Es darf aus dieser Zuziehung unmaßgeblich gefolgert werden, daß die Untersuchung in weitester Ausdehnung stattfinden und nicht nur auf die von Technikern zu leistende Begutachtung der Bauwerke und Transportmittel, sondern auch auf die gesammte Organisation der Verwaltung und des Betriebes gerichtet werden soll, in welcher Beziehung die beiden magistratualischen Deputirten das Organ der durch die Bahn vereinigten Landestheile, zur Feststellung der Beschwerden und Wünsche derselben, sein werden.

(Bresl. Zeit.)

Allgemeiner Anzeiger.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile und deren Raum nur Sechs Pfennige.

Fahrten der Eisenbahnen.

a. Oberschlesische. Abfahrt von Breslau NM. 2 U. nach Myslowitz. Güterzüge: 6 U. f. bis Myslowitz, 5 U. 15 M. NM. bis Oppeln. Ankunft 8 U. Abends von Myslowitz. Güterzüge: 3 U. 45 M. NM. von Myslowitz, 9 U. 8 M. f. von Oppeln.

b. Breslau-Schweidnitz-Freiburger. Abf. f. 8, NM. 5, Ank. fr. 9 U. 10 M., Ab. 7 U. 13 M. Sonntag: Abf. 2 U. NM.

c. Niederschlesisch-Märkische. Abf. fr. 7. U. 30 M. nach Berlin, 10 Uhr 33 M. nach Frankfurt, Güter-Zug 5 U. 30 M. bis Bunzlau; Ankunft 1 U. NM. von Guben, 4 U. 38 M. NM. von Sorau, 8 U. 9 M. Abends von Berlin. Abf, Sonntags-Extrazug nach Lissa 1½ U. NM. Ank. von Lissa 6¾ U. NM.

Todtenliste.

Vom 26. Dez. 1846 bis 1. Jan. 1847 sind in Breslau als verstorben angemeldet: 66 Pers., 36 männl. 30 weibl.). Darunter sind todtgeboren 5; unter 1 Jahre 16; von 1 — 5 Jahren 5; von 5 — 10 Jahren 0; von 10 — 20 Jahren 1; von 20 — 30 Jahren 9; von 30 — 40 Jahren 3; von 40 — 50 Jahren 3; von 50 — 60 Jahren 3; von 60 — 70 Jahren 11; von 70 — 80 Jahren 8; von 80 — 90 Jahren 1; von 90 — 100 Jahren 1.

Unter diesen starben in öffentlichen Kranken-Anstalten, und zwar:

In dem allgemeinen Krankenhospital 10
In dem Hospital der Elisabethinerinnen .. 1
In dem Hospital der Barmherz. Brüder .. 2
In der Gefangen-Kranken-Anstalt 1
Ohne Zuziehung ärztlicher Hülfe 5

Tag.	Namen und Stand der Verstorbenen.	Religion.	Krankheit.	Alter. J.	M.	T.
Dezb 14.	Dienstknecht Buttermilch	kath.	Lungenentzündung	25	—	—
16.	d. Oberfeuerwerker B. Lehmann Fr.	ev.	Scharlachfieber	21	10	—
22.	d. Kaufmann R. Goldstein T.	jüd.	Krämpfe	—	—	10
	1 unehl. S.	—	Todtgeboren	—	—	—
23.	Wittwe J. Krause	ev.	Alterschwäche	70	—	—
	d. Gürtler Mettner S.	—	Todtgeboren	—	—	—
	d. Unteroffizier F. Wende S.	ev.	Krämpfe	—	4	6
	Vogelhändler G. Sauer	ev.	Wassersucht	49	—	—
24.	Nähterin S. Philipp	ev.	Lungenleiden	78	5	5
	d. Tagarb. G. Kühndel S.	chrk.	Wassersucht	4	—	—
	1 unehl. T.	—	Todtgeboren	—	—	—
	1 unehl. T.	ev.	Schwäche	—	—	1
	Feldwebelwttw. F. Hanke	kath.	Schwindsucht	37	2	15
	d. Forst-Controlleur B. Heinrich Fr.	ev.	Alterschwäche	60	5	—
	Schafmeister M. Schiweck	ev.	Alterschwäche	91	—	—
25.	1 unehel. S.	kath.	Auszehrung	—	2	—
	Tuchmachergesellenwttw. Ch. Kupke	ev.	Alterschwäche	80	—	—
	d. Tagarb. Ch. Graf Fr.	ev.	Alterschwäche	77	—	—
	d. Butterhändler C. Knabe Fr.	ev.	Wassersucht	45	—	—
	Kattundruckerwttw. R. Bößner	ev.	Gastr. Fieber	74	—	—
26.	Partikulier D. Horwitz	jüd.	Lungenschlag	70	—	—
	d. Maurergef. A. Römelt T.	ev.	Stickfluß	—	2	—
	Budenwächter F. Queisser	ev.	Wassersucht	60	—	—
	Unverehel. C. Ernst	kath.	Kindbettfieber	32	—	—
	Optikus J. Boilly	kath.	Alterschwäche	60	—	—
	d. Schlosser A. Helbich T.	ev.	Krämpfe	—	3	—
	d. Tischlergef. Rosemann S.	ev.	Krämpfe	—	—	6
27.	Inwohnerin S. Krätzig	ev.	Alterschwäche	70	—	—
	Tagarb. F. Hähr	kath.	Zehrfieber	69	—	—
	Zögling d. Blinden-Instituts G. Wenzel	ev.	Zehrfieber	20	—	—
	d. Schlossergef. Huth S.	—	Kinnbackenkrampf	—	—	7
	Markthelfer F. Eckersberg	ev.	Unterleibsleiden	66	—	—
	Ehem. Kaufmann W. Gruschke	ev.	Lungenschwindsucht	64	—	—
	d. Schneidergef. Sprockhof T.	—	Todtgeboren	—	—	—
	Assistent D. Tully	ev.	Lungenschwindsucht	27	8	—
	Barbier F. Lucius	kath.	Lungenlähmung	52	—	—
	d. Maurergef. C. Keil S.	ev.	Nervenfieber	23	—	—
	d. Tagarbeiter R. Keim S.	ev.	Krämpfe	—	2	7
	d. Buhnenmeister A. Keide T.	ev.	Abzehrung	1	3	—
28.	Auszügler A. Gottschalk	ev.	Alterschwäche	65	7	21
	Schneiderwttw. E. Kirbs	ev.	Alterschwäche	74	—	—
	Kaufmann J. Jänsch	ev.	Lungenschwindsucht	38	6	—
	Eleve d. Blinden-Instituts J. Schroller	kath.	Lungenschwindsucht	20	—	—
	Controlleurwttw. J. Horn	kath.	Rückenmarkschwindsucht	63	10	—
	d. Bedienten C. Böge S.	kath.	rämpfe	—	10	—
	d. Tagarb. W. Speier S.	ev.	Glavenkramf	—	—	10
	Pens. Steueraufseher L. Bergemann	ev.	Schlagfluß	74	—	—
	Unverehel. M. Winsch	ev.	Mastdarmgeschwür	25	—	—
	d. Maurergef. C. Eckstein T.	kath.	Krämpfe	—	—	24
	Schneiderwttw. Ch. Noack	kath.	Stickfluß	54	—	—

Tag.	Name und Stand der Verstorbenen.	Religion.	Krankheit.	Alter. J.	M.	T.
Dezb 29.	Maurergef. C. Vieweger	ev.	Lungenschwindsucht	65	—	—
	Ehem. Bäudler S. Heber	chrk.	Lungenschwindsucht	65	—	—
	Unverehel. J. Krache	kath.	Leberverhärtung	48	—	—
	d. Kutscher Steinbrecher S.	—	Krämpfe	—	—	21
	d. Maurergef. A. Poths T.	kath.	Krämpfe	—	1	14
	d. Tagarb. F. Mathes T.	kath.	Bräune	2	4	—
	Kaufmannswttw. E. Walter	ev.	Alterschwäche	74	—	—
30.	1 unehl. T.	kath.	Abzehrung	—	1	14
	Schneidergef. G. Ritter	ev.	Brand	29	—	—
	d. Tagarb. C. Weiß S.	ev.	Zehrfieber	12	—	—
	d. Gürtler Mettner Fr.	ev.	Nervenschlag	28	—	
	Braugehülfenwttw. E. Dehmel	ev.	Wassersucht	61	—	—
	Försterwttw. F. Mücke 3	ev.	Brustwassersucht	67	6	—
	d. Fleischergef. W. Gruner S.	kath.	Krämpfe	—	—	10
	d. Tischlergef. Kohlstrunk S.	—	Todtgeboren	—	—	—
	d. Glöckner J. Stephan S.	kath.	Gehirnleiden	1	2	—
Jan.	Unverehel. J. Rohr	kath.	Lungenschlag	64	—	—
1.	Schneidergef. F. Haucke	chrk.	Krämpfe	—	4	—
	d. Maurergef. A. Bruckert T.	chrk.	Krämpfe	—	7	—

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.